

Fragen und Erfolgsgeschichten

Interreligiöser Kongress thematisiert auch „Hass-Verbrechen“

Von Esther R. Suter

Washington Die *International Association for Religious Freedom* (IARF) wurde 1900 in Boston gegründet – unter anderem von liberalen (deutschen) Theologen sowie von Unitariern und Universalisten (UU). Heute gehören ihr weltweit über zwölf Religionen an. Nach der vierjährigen Präsidentschaft der holländischen Pfarrerin Wytse Dijkstra (Remonstrant) geht die Leitungsverantwortung an Robert Ince (UU) aus Großbritannien über. Unter dem Titel „*Reimagining Interfaith*“ stand vom 29. Juli bis 1. August in Washington DC der 35. Kongress der IARF. Mehr als 300 Mitglieder und Gäste nahmen an den Podien sowie *Circle Groups* mit thematischen Blöcken und künstlerischen Darbietungen teil. Dabei ging es etwa um Fragen, wie Gemeinschaft gebildet werden und eine Bewegung entstehen kann. Die IARF bezog 15 interreligiöse Organisationen und Glaubensgemeinschaften in die Vorbereitung ein, darunter *United Religions Initiative*, *United Church of Christ*, *Religions for Peace USA*, *Shoulder to Shoulder*, *World Congress of Faiths*, *National Peace Academy*, *The Episcopal Church*, *Fezana* (Zoroaster), *Sadhana* (Yoga), *The Hindu Temple Society of North-America*.

Bei dem Welt-Kongress wird seit 1975 der „*Albert Schweitzer-Award for Distinguished Service to the Cause of Liberal Religion*“ vergeben, so etwa 2010 an den Dalai Lama und 2014 an die britische Religionswissenschaftlerin Karen Armstrong. Diesmal wurde Scheich Khaled Bentounès, Sufimeister der *Shadhilyah-Darquawiya-Alawiya Sufi Tariqat* (Frankreich) ausgezeichnet. Bentounès ist Gründer und Präsident der *International Sufi Association Alawiya*, einer bei der UNO akkreditierten NGO, die sich für Frieden, Versöhnung, interreligiösen Dialog sowie Gleichstellung von Frauen einsetzt.

In seiner Rede betonte er, dass die Menschheit heute mit der letzten Frage konfrontiert sei, wie Frie-

den für die kommenden Generationen auf der einen Erde aufzubauen sei. „Wie ist es möglich, dass die Glieder dieses einzigen Körpers nicht aufeinander hören?“ Er erwähnte drei Prinzipien der Sufi-Spiritualität, darunter das gegenseitige Verhältnis von „Du und Ich – Ich und Du“, gegenseitiger Würde und absolutem Respekt. Ein geschwisterliches Bewusstsein möge die Menschheit umfassen, auch der Nichtglaubende sei Teil der Menschheit. Bentounès hat durch eine UN-Resolution, der alle 193 UN-Mitgliedsländer zustimmten, erwirkt, dass vor drei Jahren der 16. Mai als Internationaler Tag des friedlichen Zusammenlebens eingerichtet wurde.

Im Blick auf den diesjährigen Kongress kam die Frage auf, wie in den USA die interreligiöse Thematik angegangen und gelebt wird. Beim Eröffnungspanel stellte sie die methodistische Pfarrerin Jennifer Bailey. Ihre Vorfahren waren, sagte sie, lauter starke schwarze Frauen, welche tragend in ihren Gemeinden waren. Mit 16 hat sie sich als Gymnasiastin in Chicago der *Interfaith Youth Core* angeschlossen. Nach den Anschlägen vom 9. September 2001 engagierte sie sich dafür, Menschen unterschiedlicher Glaubensausrichtungen zusammenzubringen und für gemeinsame Ziele zu arbeiten. 2014 startete sie das Netzwerk „*Faith Matters*“, eine Organisation, die sich für die Unterstützung von Führungspersonen aller Religionen einsetzt, um gerechtere und einander gleichgestellte Gemeinschaften zu bilden. Bailey stellte herausfordernde Fragen an das Publikum: Ob jene, die sich in den USA interreligiös einsetzen, sich berechtigterweise als Bewegung bezeichnen könnten? In der US-Geschichte hätten soziale Bewegungen immer Gemeinsamkeiten gehabt – eine gemeinsame Herausforderung oder ein Problem, das sie zusammen lösen wollten; eine gemeinsame Sprache, wie das Problem zu definieren sei; eine gemeinsam unterstützte Handlungsweise; organisierte öffentliche Anstrengungen, um die Herausforderung anzu-

gehen und auf gefährliche Auswirkungen aufmerksam zu machen. Eine interreligiöse Bewegung in den USA, so die Pfarrerin, müsse sich angesichts dessen zuerst entsprechend identifizieren, sonst bleibe sie eine Ansammlung von gutmeinenden Individuen. Sie müssten das Problem benennen, das sie lösen wollen, oder eine Vision formulieren, wie die Welt anders wäre durch ihre Anwesenheit. Angesichts der Zunahme von Hass-Verbrechen an „andersartigen“ Menschen in den USA in den vergangenen Jahren reiche das aber nicht aus, meinte Bailey. Zugleich sei in einigen Teilen der Gesellschaft im öffentlichen Raum eine Sprache üblich geworden, die sich sowohl gegen Schwarze wie gegen Juden richte. Dies drücke sich aus im Aufkommen der sogenannten „Alt-Right“-Bewegung (am äußersten rechten Rand) und Organisationen weißer Übermacht. Darin zeige sich zum einen die Unfähigkeit, mit der eigenen komplizierten Vergangenheit umzugehen, was „Rasse“ und besonders die Konstruktion der Kategorie von „Weiß-Sein“ angeht und die Vorstellung, dass „weiße“ Menschen inhärent besser seien als andere Gruppen. Zum anderen lasse die demografische Veränderung in den USA mit wachsender Minderheitsbevölkerung die rassistischen Ressentiments und die Angst vor dem Anderen aufkommen.

Mohamed Elsanousi, Exekutiv-Direktor des Netzwerks für religiöse und traditionelle Friedensstifter (NRTP), arbeitet mit *Finn-Church Aid* und der UNO zusammen. Aus dem Senegal stammend, studierte er ab 1999 in den USA und arbeitete später als Direktor für interreligiöse Beziehungen für die Islamische Gesellschaft von Nordamerika. Er ist Mitbegründer von *Shoulder to Shoulder* (2010), einer interreligiösen Organisation, die sich gegen antimuslimische Ressentiments einsetzt und Werte wie Freiheit und Frieden vermittelt. Mit Blick auf das Kongresssthema fragte er: Wie können wir uns interreligiöses Engagement vorstellen? Mit Imagination, einer Vorstellung, fange es an. Und es gelte, die Erfolge zu feiern, welche die interreligiöse Bewegung auf einem langen Weg erreicht habe. Elsanousi formulierte vier Grundsätze einer interreligiösen Vision: 1. Solidarität mit allen untereinander; das sei für religiöse Menschen schwierig, weil sie oft dazu neigten, ihren Glauben zu verteidigen.

2. Inklusivität; das bedeute auch hinauszugehen etwa in evangelikale und konservative Gemeinden, um den Dialog zu suchen. 3. Zusammenarbeit – mit der UNO, mit Regierungen, NGOs und Glaubensinstitutionen sowie Verantwortlichen für Glaubensgemeinschaften. Es gehe darum, Friedens- und Sicherheitsanstrengungen zu verstärken sowie religiöse und traditionelle Akteure zu unterstützen. 4. Außerdem gehe es darum, auf internationalen Reisen mit Muslimen an der Basis zu reden, meinte Elsanousi. Er verwies auf die Marrakesch-Deklaration von 2016, mit der in der muslimischen Welt das Verständnis dafür geweckt werden solle, dass religiöse Gemeinschaften ihr Daseinsrecht haben. Das gelte nicht nur für die Rechte von muslimischen Gemeinschaften, sondern besonders auch für die religiösen Minderheiten in muslimischen Ländern.

Angesprochen durch die Ausschreibung nahm die amerikanische Pastorin Kirsten Fryer teil. Sie arbeitet an der *St. Andrews United Church of Cairo* und in deren Flüchtlingsdienst. Beim Kongress hat sie Erfolgsgeschichten gehört, von Herausforderungen und wie Einzelne damit umgehen und daran arbeiten. Dadurch fühlt sie sich in ihrer Arbeit unterstützt. In St. Andrews seien außer ihrer noch fünf weitere Kirchengemeinden aus Sudan, Südsudan, Äthiopien und Eritrea beteiligt. Die wöchentlichen Gottesdienste finden auf Arabisch, Englisch, Amharisch und einer indigenen Sprache aus dem Südsudan statt. Mitglieder der englischsprachigen Kirche suchten vor Jahren nach äthiopischen Flüchtlingen, die Englischunterricht brauchten. Sie erweiterten ihr Sprachangebot und Programm bis auf 30.000 Flüchtlinge und führen eine Schule, geben Primar- und Sekundarschul-Unterricht sowie Erwachsenenbildung auf Englisch und Arabisch. Als Pfarrerin ist Fryer für Gottesdienst und Seelsorge ebenso wie für den Flüchtlingsdienst zuständig. 85 Prozent der 250 Beschäftigten seien selbst Flüchtlinge aus diesen Ländern, Frauen wie Männer, Christen wie Muslime, die eng zusammenarbeiteten und Gelegenheit hätten, voneinander zu lernen. Spannungen zwischen Religionen habe sie in der Kirche nie mitbekommen, betont die Mutter einer zweieinhalbjährigen Tochter. Deshalb sei sie auch als Frau und Christin um ihre Sicherheit in Ägypten nicht besorgt. ●